18.11.2025
191d

PRESSEMITTEILUNGEN
DER DEUTSCHEN
BISCHOFSKONFERENZ

Ansprache
von Bischof Dr. Georg Bätzing,
Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz,

beim Festakt am Breslauer Denkmal für Kardinal Kominek anlässlich des 60. Jahrestages des Briefwechsels der polnischen und deutschen Bischöfe am 18. November 2025 in Breslau (Polen)

Die polnischen und deutschen Bischöfe waren sich schnell einig, dass sie den Jahrestag des historischen Briefwechsels der beiden Bischofskonferenzen vor 60 Jahren in Breslau feiern wollten. Breslau, das Zentrum Schlesiens, repräsentiert eine politische und kulturelle Grenzregion, geprägt durch germanische und slawische Besiedlung, in langer Geschichte der deutschen, polnischen und böhmischen Sphäre zugehörig. Schlesien steht für das jahrhundertelange Zusammenleben von Menschen, die Zugehörigkeit zur deutschen oder polnischen Kultur empfanden oder aber sich schlicht als Schlesier verstanden, für die nationales Bewusstsein zurücktrat. Die gesamte Region und auch Breslau sind ein Ort von Kooperation und Koexistenz gewesen und immer wieder auch ein Ort des Streites um Zugehörigkeit und Besitzansprüche. Nach dem Sieg über Nazi-Deutschland, das in Polen einen Versklavungs- und Vernichtungskrieg geführt hatte, um die Ausweitung des deutschen Herrschafts- und Siedlungsgebiets im Osten durchzusetzen, zogen die Siegermächte die Grenzen neu. Im Potsdamer Abkommen wurden die deutschen Ostgebiete – so auch Schlesien – dem polnischen Staat zugeschlagen. Viele Deutsche flohen oder wurden vertrieben. Und zur historischen Wahrheit gehört auch: Polen verlor seine Ostgebiete, die heute zur Ukraine, zu Belarus und Litauen gehören; die dort lebenden Menschen wurden in die Gebiete, die nun den Westen Polens bilden, umgesiedelt.

Wie sollte es nach dieser Geschichte der Verwüstung und des Grauens, die das Deutsche Reich in Gang gesetzt und vorangetrieben hatte, überhaupt wieder ein gedeihliches Zusammenleben der Völker geben können? Kluges politisches Management kann hier einen Beitrag leisten, aber es vermag nicht die kollektiven Traumata der Völker und die individuellen Traumata der Opfer schlimmster Gewalt zu heilen. Und eben hier kommt der historische Briefwechsel der polnischen und der deutschen Bischöfe ins Spiel. Er unterwirft sich nicht der Logik des unmittelbar Politischen, sondern bringt die Sprache und den Geist des Evangeliums ins Spiel. Gerade so aber öffnet er neue Räume auch

Herausgeberin
Dr. Beate Gilles
Generalsekretärin
der Deutschen Bischofskonferenz

Redaktion
Dr. Matthias Kopp (verantwortl.)
Pressesprecher

Kaiserstraße 161
53113 Bonn
Tel.: +49 (0) 228 103 214
Fax: +49 (0) 228 103 254
E-Mail: pressestelle@dbk.de

dbk.de
facebook.com/dbk.de
x.com/dbk_online
youtube.com/c/DeutscheBischofskonferenz
instagram.com/bischofskonferenz

für das politische Handeln. Der frühere deutsche Bundeskanzler Willy Brandt, der mit dem Warschauer Vertrag (1970) die Türen für ein erneuertes Verhältnis von Polen und Deutschland aufgestoßen hat, hat damals ausdrücklich anerkannt, dass dies ohne die Initiativen der Kirchen kaum möglich gewesen wäre. Er meinte damit neben anderem die sogenannte Ost-Denkschrift der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) und den Briefwechsel der Bischöfe – beide aus dem Jahr 1965.

Noch einmal zu Breslau: Hier trug Bischof Bolesław Kominek seit den 1950er-Jahren die Verantwortung für die Kirche, wenngleich er erst nach der Bereinigung der kirchlichen Strukturen 1972 dort als Erzbischof eingesetzt werden konnte. Er ist einer der Initiatoren des Briefwechsels und der Hauptautor des polnischen Briefes, der vor 60 Jahren – in den letzten Tagen des Zweiten Vatikanischen Konzils – den ebenfalls in Rom anwesenden deutschen Bischöfen zugestellt wurde. Ihn, den späteren Kardinal Kominek, ehrt das Denkmal, an dem wir uns heute versammelt haben. Ihn ehren auch wir, die Bischöfe aus Deutschland und Polen, die hier zusammengekommen sind, um des Vermächtnisses unserer Vorgänger im Amt zu gedenken.

Den Briefwechsel darf man getrost zu den Highlights, zu den Sternstunden der europäischen Kirchengeschichte des 20. Jahrhunderts zählen. Das gilt zunächst einmal und in herausgehobener Weise für den polnischen Brief vom 18. November 1965, dessen kraftvolle Botschaft in dem Satz „Wir vergeben und bitten um Vergebung“ ihren prägnanten Ausdruck findet. Die deutsche Antwort wurde vielfach als zurückhaltend und zögerlich beschrieben – sicher nicht ganz zu Unrecht. Aber auch die deutschen Bischöfe, die – wie sie selbst schrieben – die ihnen entgegengestreckten Hände dankbar annahmen, zeigten in der Folgezeit, dass sie sich verlässlich auf den Weg der Versöhnung begeben hatten.

Man würde den Beteiligten, vor allem auch Kardinal Kominek, nicht gerecht werden und das Ereignis auch nicht wirklich verstehen, wenn der Kontext ausgeblendet bliebe. Versöhnung zwischen Menschen und erst recht zwischen Völkern ist eine hochkomplexe, herausfordernde und auch voraussetzungsvolle Angelegenheit. Sie kann nicht durch einmalige noch so gut gemeinte Aktionen quasi herbeigezwungen werden.

Zur Vorgeschichte der Versöhnungsbotschaft der Bischöfe gehört die einsetzende Entspannung im Ost-West-Verhältnis. Nicht weniger wichtig aber waren die Begegnungen der Bischöfe aus beiden Ländern beim Konzil, durch die über mehrere Jahre hinweg eine gewisse Vertrautheit wachsen konnte. Bereits während des Konzils mündete diese in die gemeinsame Initiative zur Seligsprechung von Pater Maximilian Kolbe. Zudem zeigten katholische Laienaktivitäten wie Sühnewallfahrten nach Polen und die bereits erwähnte Denkschrift der EKD, dass in der kirchlichen Öffentlichkeit in Deutschland neu über das Verhältnis zwischen den Nationen nachgedacht und dabei auch das sensible Thema der Vertreibung nicht ausgespart wurde. Auf polnischer Seite war es die Vorbereitung auf die bevorstehende 1000-Jahr-Feier der Christianisierung, die mit einer Gewissenserforschung auch der Kirche und des gläubigen

Volkes verbunden werden sollte. Tatsächlich wuchs in dieser Zeit ein (wenngleich noch rudimentäres) Vertrauen in das Gegenüber auf der anderen Seite der Grenze. Solches Vertrauen in statu nascendi ist in Versöhnungsprozessen generell eine unabdingbare Vorbedingung für alle weiteren Schritte. Kardinal Kominek war diesbezüglich einer der Vorreiter, weil er schon früh den Kontakt mit bischöflichen Mitbrüdern aus Deutschland, aber auch mit deutschen Laienbewegungen und in den evangelischen Bereich hinein gesucht hat. So hat er geholfen, Vertrauen aufzubauen.

Ich erlaube mir, den Briefwechsel als Akt einer realistischen Prophetie zu bezeichnen. Der Brief der polnischen Bischöfe, aber auch die Dynamik in den Beziehungen, die durch beiderseitiges Tun eröffnet wurde, sind tatsächlich prophetisch zu nennen. Denn sie bezeugen die Weigerung, auf unabsehbare Zeit den schlechten Status quo, die Verfeindung der Völker, hinzunehmen und weisen auf neue Perspektiven und Horizonte. Auch diese Denkweise gehört zu jedem Versöhnungsprozess. Ohne den Mut zum Neuen, ohne den Mut, sich auf unerschlossenes Terrain zu begeben, gibt es keine Aussöhnung. Wie risikoreich und kostspielig ein prophetischer Mut sein kann, haben die polnischen Bischöfe nach dem Brief vom 18. November 1965 erfahren. Der kommunistische Staatsapparat hat gegen die Bischöfe mobilisiert, ihre Handlungsspielräume beschnitten und versucht, einen Keil zwischen das Volk und die Kirche zu treiben. Auch an den Mut der polnischen Bischöfe, die viel mehr zu verlieren hatten als die deutschen, muss heute dankbar erinnert werden.

Wenn Versöhnung gedeihen soll, muss sich die prophetische Stimme jedoch mit Realismus verbinden. Das Beispiel des Kardinals Kominek zeigt auch dies. Er war alles andere als ein Träumer und Naivität war ihm fremd. Kominek erwies sich vielmehr als ein höchst pragmatischer Kirchenführer, der unter schwierigsten Umständen die Seelsorge der ihm anvertrauten Gläubigen zu organisieren hatte. Obwohl ein polnischer Patriot, der nachdrücklich auf der Anerkennung der Oder-Neiße-Gebiete bestand, hatte er doch ein unbezweifelbares Verantwortungsgefühl für die in seinem Jurisdiktionsbereich verbliebenen Deutschen. Das führte dazu, dass zwar die Gottesdienste nur in polnischer Sprache gehalten werden durften und insofern der staatlich vorangetriebenen Polonisierungspolitik Rechnung getragen wurde, aber die Einzelseelsorge auch auf Deutsch stattfand. Auch in solchen zeitbedingten Kompromissen zeigt sich eine Fähigkeit, die Wirklichkeit und das Selbstverständnis der Anderen mitzudenken – bei Bischof Kominek zweifellos erlernt durch die Erfahrungen seiner oberschlesischen Heimat. Zweisprachig und mit guten Kenntnissen der deutschen Kultur war Kominek prädestiniert zum Brückenbauer, der auch das deutsche Erbe in seiner Breslauer Diözese ausdrücklich anerkannte. In allem Bemühen um Versöhnung ist ein Protagonist solcher Art unverzichtbar. Die polnisch-deutsche Aussöhnung fand ihn in Kardinal Kominek. Auch deshalb sind wir heute in Breslau an dem ihn ehrenden Denkmal zusammengekommen.